



Ein König, der seine Tante verheirathet.

Von Marietta von Marlowics. [Nachdruck verboten.] Um den Leser gleich aufzuklären — das folgende pilantische...

Man schrieb das Jahr 1868. Der junge Fürst eines Landes, das kaum die Sitten der Civilisation angenehmer begann, kam heim aus Paris...

Man sagt, er habe darin sein Ideal vollkommen erreicht. In die umgebendste Freiheit und die leichtlebigen, toleranten Sitten von Paris gewöhnt, fand „Serenissimus“...

Das ist etwas — war die Tante Serenissimi. Sie sei ferne von mir — obwohl ich darin Staunenswerthes zu leisten vermöchte — den Stammbaum und die Genealogie Serenissimi hier näher zu beleuchten. Genug denn — die Tante war da — war recht lange schon da und erfreute sich eines Alters, das man bei den Frauen nicht mehr das interessanter nennt.

Wir wollen sie Gräfin Melanie nennen, obwohl der Grafenstand in diesem Lande nicht existirt, da keine Verfassung und kein Nationalstolz ihm gestattet, jedem seiner Unterthanen das Wörtchen „von“ vor den Namen zu setzen. Gräfin Melanie also besaß das Alter von — wir wollen galant sein! — sagen wir 42 Jahren. Stübtin Aphrodite hatte die ihr sehr ergebene Gräfin nicht mit Schönheit begesnet, man müßte denn ein pittoresk schuppeliges Mädchen, dunkle feurige Augen und einen leinenen Fuß als genügende Attribute der Schönheit gelten lassen. Einer dieser kleinen Füße aber war kürzer als der andere, — d. h. Gräfin Melanie hinte. Als sie noch als Bebe in den Windeln zappelte, hatte eine ungeschickte Nonne die kleine Gräfin auf ihren Schultern reiten lassen — vielleicht stammte daher die Passion der Dame, auf feurigem ungarischen Pferde ohne Sattel über Stod und Stein zu jagen — kurz Bebe fiel von Bajtas Schultern, und obwohl die Nonne sofort davon gejagt wurde, hinderte dies nicht, daß die Kleine ein kürzeres Bein von dem Falle zeit lebenslang behielt.

Warum ich auf diese Einzelheit eingehe? Gräfin Melanie's kurzes Bein bildete ihren pikantesten Reiz. Dies kurze Bein mit dem winzigen Füßchen hinderte sie nicht, als stolteste Reiterin die größten Hindernisse zu nehmen, die talentvollste Malerin, die beachtungswürdigste Klavierpielerin und Komponistin zu werden; dies kurze Bein war kein Grund, daß die junge Gräfin hegen mußte, bei Hof- und Elite-Bällen „Mauerblümchen“ zu machen, denn — Gräfin Melanie war eine selbe, unvergleichliche Tänzerin.

Mit all' diesen Vorzügen verband die junge Gräfin ein mehr als lebhaftes Temperament und eine zierliche, fast schmachtige Figur, die in reiferen Jahren einer proportionirten Fülle wich. Auch Gräfin Melanie war in einem Pensionate von Paris erzogen und ihre vielseitigen Talente und Kenntnisse trugen ihr, trotz eines ansehnlichen väterlichen Vermögens, einen ehrenvollen Ruf in das Haus eines Herzogs ein, dem jüngsten achtjährigen Sprossen gute Sitten beizubringen. Allein — da lag der Hufe im Pfeffer!

Gräfin Melanie taugte absolut nicht zu einer herzoglichen Gouvernante — nicht einmal in dem freimüthigen Paris. Le Jean du letzte Schelmensieder, die Complots der damals berühmten Mademoiselle Schneider, etwas Cancan tanzen, oder sonst nichts, womit sich ein eventuell vermögensloser Herzog ein Stückchen Brod hätte verdienen können. Nach einem sensationellen Cancan-Abend dem Madame la duchesse unerwartet und ungegesehen bewohnte, bekam petit du einen Hauspöfmeister.

Zu Gesellschaft einer alten Dame de compagnie verlebte nun Gräfin Melanie einige Jahre der ungeduldeten Heiterkeit; jedoch in Paris ist ein theures Pflaster. Die Interessen von einigen hunderttausend Gulden langten nicht hin, um der Gräfin Linsen zu befriedigen.

„So geh's nicht weiter“, schrieb ihr Vermögensverwalter, ein gleichfalls naher Verwandter Serenissimi. „Auch dasjenige bei den großen Schweineherden und den dunkelblauen Schönen des Landes lebt sich's nicht leicht.“ — dachte Melanie und packte ihre Koffer.

Ihre Ankunft — obwohl sie wie eine Bombe an dem kleinen Hofe die Gemüther erregte — fiel in eine Zeit, da sich zwei gleichberechtigte Geschlechter um die Würde des Fürstenthumes befehden. — Sie Capulet — die Montecchi. Nur fehlte die Julia — es gab zwei Namen!

Die kleine Hauptstadt des Landes war kein Paris. Gräfin Melanie verstand es jedoch, sich das Leben überall angenehm zu gestalten. Dann waren ja Pest und Wien im Winter — Mehadia und Wasias im Sommer nicht allzuweit. Bald hatte die „tolle Gräfin“, wie man sie allgemein hieß, einen Kreis flatter Freunde um sich. Bei den neidischen, schiel blickenden Frauen, die es in keiner Weise mit ihr aufnehmen konnten, war Melanta selbstverständlich bestens geholt. Was kümmerte das die Gräfin?

Was die Fürstin Pauline in Wien und Paris, das bin ich hier“, sagte sie lachend — „soll ich mir das Leben durch Bosheit und engstirnige Moralpredigerinnen verbüßern lassen? Eh — non! Apres nous le deluge!“ Und die Gräfin Melanie liebte, tanzte, ritt und hinte weiter. Die Jahre vergingen. Merkwürdig — trotz des hübschen Vermögens und der seltenen Talente, trotz des großen Kreises der Bewunderer und Verehrer fand sich kein Freier.

Die einst ganz appetitliche Frucht wurde überreif und drohte vom Baume zu fallen. Die Verehrer verschwanden allmählich und auch die Cigarretten, der Wein und die flatterhaften Neigungen erweinten die Gräfin nicht mehr. Zu dieser Zeit klarte sich der politische Himmel, der bis dahin sich trüb über das Königreich gebreitet, und der sitzende Kronpräsident zog in seine Hauptstadt ein.

Gerade damals erwachten in Gräfin Melanie auf kurze Zeit wieder ganz tolle Linsen, die selbst der Fürst nicht ganz präventabel fand. Serenissimus sagte sogleich einen Entschluß. Er machte seiner Tante einen Besuch, die ihr liebenswürdig empfing.

Der Abstand im Alter war ein zu großer, als daß es sich nicht komisch ausgenommen hätte, würde der junge Fürst der äußerst lebenslustigen Tante Dorwizig gemacht haben. Er packte dieselbe bei der schwachen Seite.

„Warum, Tante, heirathen Sie nicht? Sie — eine geistvolle, schöne Frau!“ — schmeichelte Galant der in Paris Erzogene.

„Es will mich Niemand, lieber Neff.“ — erwiderte die Gräfin Melanie, indem sie etwas vortegen die volle Wahrheit bekamte. Serenissimus lächelte.

„Möchten Sie den Mann nehmen, den ich Ihnen ausführen werde, liebe Tante?“ — Melanie nickte. Sie hatte keine Wahl — und der Gebante, eine Hausfrau, welche auch Mutter noch sein zu können, erregte ihre Phantasie ungemein.

Anderen Tages wurde Oberst Ph. zum Rapport bei Serenissimus bejohlen. Er ergrübelte.

Der Oberst war ein echter Haudegen, ein braver Soldat, nur zu gerade, zu offen — aber ein armer Teufel, der Schulden, viel Schulden besaß, da er durch zwanzig Jahre arme Eltern unterstützt hatte.

Der Rapport war zu Ende. Serenissimus hielt den Oberst zurück. „Ich möchte Ihnen eine Frage vorlegen, Oberst Ph. . . .“ Der Oberst erwiderte: „Wie Durchlaucht befehlen!“ „Möchten Sie nicht heirathen?“ — „Erstaunt sah der Oberst auf, doch erwiderte er schneidig salutirend: „Wie Durchlaucht befehlen!“

„Und würden Sie die Frau heirathen, die ich Ihnen geben möchte?“ Der Oberst nickte im Fluge an viele stehengebliebene Mädchen.

„Wie Durchlaucht befehlen!“ Serenissimus trat einen Schritt näher. „Nun denn“ — fast zögernd kam es über des Fürsten Lippen — „so befehle ich Ihnen, meine Tante Melanie zu heirathen!“

Ein Moment verlor der Oberst die Fassung. Er erbleichte. Bald aber siegte die militärische Disziplin, vielleicht sah er auch das nicht unshöne Gesicht der Gräfin vor sich, der er selbst einst den Hof gemacht — kurz er schlug die Sporen an den Hüften zusammen, bis etwas die Zähne auf die Unterlippe und antwortete: „Wie Ew. Durchlaucht befehlen!“

Oberst Ph. fuhr nicht schlecht bei der Affaire. Gräfin Melanie erhielt von ihrem Neffen ein Extra-Heirathsgut von 20,000 Dukaten. Bis zur Hochzeit sah der Oberst seine offizielle Braut nur ein einziges Mal, bei der Verlobung, die bei Hofe gefeiert wurde. Es verfiel sich von selbst, daß diese Heirathsgüter allen Staub der chronische scandalöse aufwirbelte. Allein — auch das ging vorüber. Originell war das erste Wanderspielchen, das die jungen Neuwermählten (auch der Oberst zählte 46 Jahre) — mit einander hatten. Gräfin Melanie war keine üble Braut trotz ihrer Jahre und sah im Glanze ihrer Brillanten ganz stattlich aus.

Der Oberst führte seine Gattin in das neu errichtete Heim. Er lächelte ihr galant die Hand, aber sein Auge blickte ernst, weit entfernt, als man dies sonst von einem jungen Ehegatten gewöhnt ist. „Madame“, sagte er, und hob warnend den Zeigefinger — „Madame — mein Fürst hat bejohlen und ich habe nicht ungerne gehorcht; aber ich bitte Sie Eines zu bedenken! Ich bin Soldat — verträge nicht den geringsten Flecken auf meiner Ehre! Und — kann die Hausfrau nicht leiden! — Ich bin schon so — darum geben Sie Acht!“

Gräfin Melanie sah halb erschrocken, halb besänftigt vom neuen Gemahl empor — dann auf die Spitze ihres reizenden Atlasbüschchens nieder — endlich steckte sie den kleinen Finger in den Mund und flüsterte: „Ich gebe schon Acht, mein Herr.“ — „Wehe Thete haben das niemals bereut — auch Serenissimus nicht.“ Le roi l'a dit!

Die heutigen Ansichten über die Ursache der Erdbeben.

Leopold von Buch (geb. 1774), einer der bedeutendsten deutschen Geologen, studirte zusammen mit Alexander von Humboldt auf der Freiburger Bergakademie, wo der berühmte Vertreter der neuplatonischen geologischen Schule, Werner, seine fruchtbarste Thätigkeit als Schriftsteller und akademischer Lehrer entfaltete. Nachdem Buch bereits im Jahre 1802 das alte Vulkanengebiet der Auvergne kennen gelernt und daselbst eine große Vorliebe für das Studium der vulkanischen Erscheinungen gewonnen hatte, unternahm er eine Reise nach den Kanarischen Inseln, von welcher er 1825 ein auch ins Französische überetztes wichtiges Werk veröffentlichte. Darin heißt es, diese Inseln seien vermöge eines gewaltig nach oben wirkenden Druckes entstanden, der den Meeresboden theilweise über den Wasserspiegel gehoben und so die Inseln gebildet habe. Die am höchsten gehobene Partie sei dann eingestürzt und eine Definnung habe sich dadurch gebildet, durch welche heraus die flüssigen vulkanischen Massen und die Wasserdämpfe hätten entweichen können. So entstand nach Buch der Pit von Teneriffa. Seine Lehre von den sogenannten Erhebungsstrahlen, seine im schroffen Gegensatz zu Werner stehenden vulkanischen Ansichten überhaupt, nach welchen die vulkanische Kraft, von unten nach oben drückend, mächtige Ländergebiete zu heben im Stande sei, fand den Beifall und weitgehende Unterstüzung A. v. Humboldt's und mehrerer großen französischen Geologen, während seine Behauptung, auch die Bildung der Dolomite in den Alpen müsse vulkanischen Kräften zugeschrieben werden, weniger beifällig aufgenommen wurde. Buch's Theorien wurden namentlich von dem Engländer Dyer auf's Lebhafteste bekämpft, doch blieben sie im Allgemeinen in Deutschland, weil viele einflussreiche Gelehrte sich zu ihnen bekamen, bis in die Mitte dieses Jahrhunderts herrschend. Damit steht im Zusammenhang, daß mit Vorliebe auch die Erdbeben auf vulkanische Kräfte zurückgeführt wurden.

Die Geologen, welche in den letzten Jahrzehnten Erdbebenstudien gemacht haben, sehen die Erdbeben als Erscheinungen an, welche ganz verschiedenen Ursachen ihre Entstehung verdanken, nämlich der unternirdischen Thätigkeit des Wassers, der Eruption von Vulkanen und der noch heute andauernden Gebirgsbildung. Demgemäß unterscheidet man:

1. Ein kurz erdbeben. Diefelben erstrecken sich wahrscheinlich nie auf ein großes Erdrüttungsgebiet. Mächtige Wassermassen drängen allmählich durch das lockere Erdreich, durch Risse und Spalten in das Innere der Erdrinde ein. Nun wirkt aber das Wasser schon im reinen Zustande auf gewisse Gesteine lebend ein, z. B. auf Gyps und Steinfall, viel mehr Erdbebenmassen aber werden gebildet, wenn das Wasser mit Kohlensäure beladen ist, welche bei dem Verwehungs- und Fäulnisprozesse der Dragmafmen entsteht (z. B. in der Landdecke der Wälder). Durch solches Wasser entstehen namentlich die Karststein- und Dolomithöhlen. Höhlräume müssen nach Wasser überall da gebildet werden, wo mineralische Quellen vorhanden sind, welche Erdbebenmassen ansaugen. Die Quellen von Wiesbaden entführen jedes Jahr den Erdbinnen etwa 6 Millionen Kilogramm fester Stoffe, die Quellen von Hamburg 1/2 Million, die Soolquellen von Nauheim etwa 100 Millionen Kubikfuß. Wenn die Nauheimer Quellen, berechnet letztenannter Natur, schon seit der Zeit der Römer so viel gelöst haben, so wird es dadurch ein hoher Raum entstanden sein, welcher ungefähr 20,000 Millionen Kubikfuß fassen würde. Durch Einfließen des Meereswassers in die Höhlräume des Innern der Erde werden nun ohne Zweifel Erderschütterungen entstehen, deren Intensität und Verbreitungsgebiet verschieden sein und abhängen müssen von der Quantität des einfließenden Wassers, von der Entfernung des Höhlraumes von der Erdoberfläche und von der Qualität der Erdbebenmassen des Gebietes. Bezüglich des letzten Punktes fügen wir zur Erklärung bei, daß nach Mallet's experimentellem Nachweise die Fortpflanzungsgeschwindigkeit bei Erderschütterungen in der Tiefe beträgt 251 Meter für Sand, 398 Meter für gelocherten Granit, 507 Meter für festen Granit. Unrecht haben, wie weiter unten gezeigt wird, Mohr, Volger, Wischhof u. A. mit ihrer Annahme, alle Erdbeben seien eine Folge unternirdischer Erdbebenwellen. Von sehr vielen Erdbeben aber mag die aufsteigende Kraft des Wassers die Ursache sein. Z. B. liegt es sehr nahe, die zahlreichen Erderschütterungen des holl- und gypsöfenerreichen Karstgebietes auf diese Ursache zurückzuführen. Eine der vielen gypsöfentlichen Quellen daselbst entfährt, wie man berechnet hat, dem Boden jedes Jahr 200 Kubikmeter Gyps. Die Erdbeben, welche 1881 und 1883 Böden heimlich, werden, obgleich die Gegend beinahe eine sehr vulkanische ist, von kompetenter Seite ebenfalls der Thätigkeit des Wassers und zwar der Unterwühlung durch Thermen zugeschrieben.

2. Vulkanische Erdbeben. Ihnen wird von der neueren geologischen Schule nur ein unbedeutendes Vorkommen zugemessen. Ihr Charakter ist nur ein lokaler, d. h. ihr Ausbreitungsgebiet ein geringer. Wo thätige Vulkane existiren, sind Erderschütterungen eine gewöhnliche Erscheinung; aber durch Heftigkeit zeichnen sie sich meist nicht aus. Beim Vesuv ereignen sich in der Regel vor seinem Ausbruch Erdbeben, die sich auf einen Umkreis von 28 Kilometer Radius erstrecken; selten bemerkt man Erdbeben in Avellino und Ariano. Das Erdrüttungsgebiet des

Keta reicht bis etwa 15 Kilometer nach Norden, selten bis Messina. Durch große Ausbrüche des Hells auf Island wird manchmal die ganze Insel erschüttert, während der bekannteste große Ausbruch von Santorin im Jahre 1866 fast keine Bodenbewegung mit sich brachte. Die Ausbrüche in Hawaii gehen gewöhnlich ohne alles Erbeben des Bodens vor sich. In der That geringfügig sind die vulkanischen Erdbeden gegenüber solchen, die nach den heutigen Ansichten mit Vulkanismus nicht zu thun haben.

2. B. gegenüber dem Erbeben von Vissahon (1765) dessen Erschütterungen reichten südwärts bis Marokko, westwärts bis zu den Inseln und Küstenländern Amerikas, nordwärts bis Skandinavien und ostwärts bis Böhmen und Ungarn.

3. Die tektonischen Erdbeden. Nach der Kant-Duplace'schen Hypothese nehmen wir an, daß der Erdball früher glühend-flüssig gewesen ist und durch seine Kräfte (Erdrinde) erhalten hat. Doch mit dem allmählichen Abkühlen wurde gleichzeitig selbstverständlich ein Kleinerwerden verbunden sein, und da die Erdrinde offenbar weniger schnell erkalte (weil sie immer von der Sonne neue Wärme erhält), als der glühflüssige Erdinnere, muß letzterer schneller an Volumen abnehmen. Das Kleinerwerden der Erdoberfläche, nehmen die modernen Geologen an, geht mit einem Zusammenkrümpfen der ganzen Erdrinde Hand in Hand, und die Gebirge sind das Produkt dieses Prozesses, gleichsam die Falten des das glühflüssige Erdinnere umspannenden Panzerleides. Daß die Gebirge allmählich entstanden, nichts Ursprüngliches sind, ist daraus leicht ersichtlich, daß Gesteine, die offenbar zu verschiedenen Perioden der Erdgeschichte den Meeresgrund gebildet haben, heute hoch oben an Gebirgen erscheinen, beispielsweise der Hummulitenkalk, welcher am Montperdu bis 3000, im Himalaya bis 5000 Mtr. über dem Meere aufricht. Bekannt ist die Thatfache, daß das nördliche Schweden jedes Jahrhundert sich um über anderthalb Meter hebt, die deutsche Ostseeküste dagegen immer ein wenig niedriger wird. In einer Tiefe von über 100 Mtr. fand man im Jahre 1847 beim Bohren eines Brunnens ein Torfae mit Resten von Pflanzenarten, die noch heute auf dem arktischen Meere angetroffen werden. Viele Hunderte von Stellen geht, hier ganze Landesstrecken sich heben, dort sich senken, hat man zusammengestellt. Man zieht nun daraus den Schluß, daß im Innern der Erdrinde mächtige Verchiebungen und Verwerfungen, neue Spalten und Risse und Zusammenbrüche des wenig elastischen Gesteinsmaterials der Erdkruste auftreten und daß so Erdbeden verursacht werden. Erdbeden, die man auf diese Weise entstanden denkt, werden „tektonische“ genannt. Die meisten heutigen Gelehrten, insbesondere Heim und Sueb, deuten die größte Anzahl der Erdschütterungen als tektonische.

Wir kommen schließlich zu der Ansicht von N. Falb, des berühmten Erdbeden-Propheeten. Derselbe meint, die Ursache der Erdbeden liege nur zu suchen in einer Fluthbewegung des feurigflüssigen Erdinneren und in dem Bestreben dieses letzteren, der Anziehung der Sonne und des Mondes zu folgen. Er behauptet: 1) die größere Stärke der Fluthen des Erdinneren fällt auf die Zeit zwischen Voll- und Neumond (d. h. auf das letzte Viertel und den Neumond), weil sich zum Vollmond als die beiden von Sonne und Mond erzeugten Fluthwellen bis zum Neumond einander nähern und hierdurch kräftigen; 2) die Zeit kurz vor der größten Annäherung des Mondes an die Erde ist also zugleich eine Kräftigung dieser Fluthwellen; 3) aber es kann auch eine solche Annäherung eintreten, wenn bei Neumond der scheinbare Abstand des Mondes von der Sonne am geringsten ist, weil dann die Wellenberge vollständig zusammenfallen, während dieses bei anderen Neumond-Eintritten nur theilweise geschieht; in anderen Fall tritt ein bei Sonnenferntritten, wo jener Abstand gleich 0 ist; 4) diese Kräftigung endlich geht auch vor sich, je näher sich die beiden Gestirne dem Zenith einer Zone befinden, in welcher die unterirdischen Räume die Wellenbildung am meisten begünstigen, was nach den Lehren der Mechanik am Aequator der Fall ist. „Aus allem folgt nun, daß die Fluthwelle des Erdinneren am stärksten sein muß, wenn alle die oben genannten Punkte bei einer totalen Sonnenferntritte in den Aequatorialgebenden zusammentreffen. In Folge davon muß nun aber auch die verstärkte Fluthwelle heftiger gegen die schon erstarre Erdrinde reagieren als die gewöhnliche; sie muß, da sie sich von Osten nach Westen mit der Erde bewegt, auch eine in dieser Richtung wellenförmig fortschreitende Bewegung erhalten.“

Der Hypothese Rudolf Falb's reigt sich wohl kein gründlicher Geolog der neueren Schule zu. Daß sein Voraussetzen von Erbeben manchmal zutrifft, will nicht viel besellen, denn man weiß jetzt, daß jeden Tag auf unserem Planeten Erdschütterungen bemerkt werden, was bereits A. v. Humboldt in seinem „Kosmos“ als wahrscheinlich betrachtet. Der Jüdischer Geolog Heim behauptet sogar, daß auf der ganzen Erde durchschnittlich 2-3 Erdbeden täglich stattfinden. Für den 30. September oder 1. Oktober 1888 mußte nach Falb für Peru eine Katastrophe eintreten. In die größte Anregung versetzt, verließen die Einwohner ihre Wohnungen und hielten sich im Freien auf. Nichts ereignete sich; aber in der Stadt Manila (Philippinen) und in nordamerikanischen Staaten Utah bemerkte man ein Erbeben. Glück hatte er aber mit dem Erbeben von Belluno (29. Juni 1873), welches er richtig (wenn auch nicht für diese spezielle Gegend) prophezeit hatte; doch wurde von Prof. Hörnes klar nachgewiesen, daß dies ein rein tektonisches Erbeben gewesen war. Folgendes spricht noch gegen die Falb'sche Hypothese: Man hat durch sorgfältige Untersuchungen einiger Erdbeden nachgewiesen, daß ihr Ausgangspunkt (Centrum) ziemlich flach liegt. Beispielsweise bewies Prof.

v. Seebach, daß das Centrum des mitteldeutschen Erdbedens vom Jahre 1872 14-21 Kilometer etwa unter der sonderbäufischen Stadt Ams-Geiren liegt. Sollte aber die Erdrinde wirklich eine so geringe Dicke haben? Denn nur an der Grenze zwischen ihr und dem glühflüssigen Erdinnere kann nach Falb der Ausgangspunkt des Erdbedens liegen.

Ueber das Lesen.

[Nachdruck verboten.]

Das sind die rechten Leser, die mit uns über dem Buche sitzen. Denn kein Dichter giebt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelstleiter auf von der irdischen Erde. Wer, zu träge und unklug, nicht den Muth verliert, die goldenen, leeren Strophen zu befeigen, dem bleibt der geheimnisvolle Buchstabe ewig todt, und er würde besser, zu graben und zu pflügen, als mit so unruhigen Fingern mit ihm zu sehn.

v. Eichendorff.

H. T. Welchen großen sittlichen Einfluß Bücher auf die allgemeine Bildung der Menschheit ausüben, wissen wir Alle. Von der Bibel bis zum Gesellschaftsvertrage, sagt de Bonald, sind es Bücher gewesen, welche die Revolutionen gemacht haben, und die Worte großer Dichter die einzigen Dinge, welche ewig dauern.“

Daß dem so ist, wird Niemand leugnen. Vermögen wir aber das nicht, so müssen wir auch das Verderbliche, Schädliche einer schlechten Lektüre eingestehen und die Mahnung zur Vorsicht in der Wahl der Lektüre gerechtfertigt finden. Wer den Reichtum der Weltliteratur zu überschauen sucht, wird augen, daß eine Wahl nur insofern schwer, daß wir aus diesem Schatze auch gerade das für unseren Geist, unsere Bildung zuvörderst Wichtigste herauslesen.

Das Erste, auf das wir bei einer aufmerksamen Erziehung von Haus und Schule hingewiesen werden, sind die Klassiker. Man lieft sie aber in den meisten Fällen noch nicht mit dem gerechten Verständnis, das diese erfordert, daher meist oberflächlich und begnügt sich, ihr spätere Jahre sagen zu können, daß sie eine größere Oberflächlichkeit als auf dem der Lektüre. Diese Oberflächlichkeit würde schwinden, wenn wir zu den Werken unserer großen Gelehrten wieder zurück greifen und durch das tiefere Eindringen in ihre Schöpfungen Gesinnung und Urtheilskraft vermehren und stärken.

Es ergibt sich nun von selbst, daß, wo ein Boden gut gepflügt, er auch gute und reiche Früchte zeitigt, dasselbe gilt bei der Wahl der Lektüre. Wir werden dann auch immer zum Besten greifen und das Lesen, wie es so häufig geschieht, nicht als ein Töthtschlagen der Stunden ansehen. Eine Literatur, die nur zum Betreten der Bangehülle dient, wird besser gar nicht da, denn der Mensch der lesend nicht denkt und urtheilt, der wird durch solches Lesen vollkommen unthätig und zuletzt überhaupt zu träge zum starken Denken. Die Lektüre soll dem Menschen nicht allein geistig förderlich werden, sondern auch das Lebens-Interesse erwecken, welches er selbst in einfachen oder mißlichen Verhältnissen nicht finden kann. Wenn er aber statt dessen den Geist mit den seichten Tendenzen gehaltloser Bücher anfüllt, so erreicht er von alledem das Gegenheil. Er schwächt nicht allein seine geistige Denkfähigkeit, weil eine gefährliche Neigung für das Schmalliche, sondern bringt sich auch in einen Mißklang mit den Forderungen des realen Lebens.

Der Geist, der in den Büchern lebt, kann ebenso als böher wie als guter auf uns wirken, und wo die Worte und Gedanken bedeutender und vortrefflicher Männer die Richtung unser Lebens geworden, sehen sie uns als Schutengel gegen jeden schlechten Einfluß vor unserer Seele und erhalten sich wahr und rein.

Emerlon sagt in seinem Werke „Gesellschaft und Einsamkeit“: Sei gegen schlechte Bücher auf der Hut. — Verachte das Geschwätz der Lobbedeiler der Presse. — Befolge drei praktische Regeln:

1. Lies nie ein Buch, das nicht ein Jahr alt ist.
2. Lies bloß berühmte Bücher.
3. Lies nie ein Buch, das Dir nicht gefällt.

Bulwer's Grundriss war: Wel wissenschaftlichen Werken muß man nach dem neuesten greifen, bei politischen nach dem ältesten. Mit Auswahl lesen und viel bei der Lektüre denken, ist ein gutes Mittel, schnelles Verständnis zu fördern, das rechte Geheimmis, sich Kenntnisse zu erwerben. — Wie oft zwingt ein guter Gedanke, ein hingeworrenes Wort nicht allein zu Verwunderung, sondern auch zum Weiterausspannen und tieferen Eingehen in denselben. Die Worte der Dichter haben vor didaktischen Büchern das voraus, daß sie nicht aussprechen, sondern daß sie im Leser, indem sie ihm ein Problem hinwerfen, das eigene Nachdenken anregen. Dadurch erweitern sie den Kreis unserer Anschauung und vermehren den Schatz unseres Wissens. Man kann nicht leicht zu viel denken, aber man kann über zu vielerlei lesen, was unverständlich und unverständlich bleibt, und wie ein Ton wirkt, der auch in demselben Augenblicke, wo er angeklungen wird, verhallt.

Je gewissenhafter wir es mit unserer Lektüre nehmen und über das Gesehene nachdenken, desto mehr Kraft der Reflexion gewinnen wir, hingegen wir bei dem zu vielerlei Lesen unsere Kraft und geistige Fähigkeit zerstückeln. Wie der Verfasser eines guten Buches stets der Wirkung bedacht bleibt, welche er als berufener Leiter und Führer der Menge ausübt, so wird er auch Grundriss aufstellen, welche zur Klärung und Kräftigung von Sitte und Moral beitragen. Sie umgeben uns mit einer Atmosphäre der Wahrheit, die wir einathmen und wieder aushauchen und fördern das wahre Wohl, die geistige Entwicklung mehr, als Kirche und Bekehrung es vermögen.

Freiherr von Feuchtersleben sagt in seiner Diätetik der Seele: „Welcher Umgang dich kräftigt, dich zur Fortsetzung der Lebensarbeit tüchtiger macht, den suche; welcher in dir eine Leere und Schwäche zurückläßt, den suche wie ein Kontagium.“ — Wir möchten daselbe auf die Gesellschaft schlechter und guter Bücher anwenden; besonders für die heutige Zeit, wo durch die reiche Kolportage-Literatur geradezu eine Ueberproduktion mittelmäßiger, um nicht zu sagen verberblicher Schriften existirt, welche gütigen Früchten gleich, deren Urheber den moralischen Noth von Tausenden auf ihrem Gewissen haben. Neben diesen bietet aber auch wiederum unsere Zeit einen solennen Reichtum vielseitiger literarischer Schöpfungen, welche neben einem weiten Ueberflusse über die Schätze, die Erfahrungen aller vergangenen und gegenwärtigen Kulturperioden, gute, gehaltvolle Erzählungen bringen und in vortrefflichen Journalen mit wenigen Mitteln Jedem zugänglich sind.

Es ist auch dem Einzelnen nicht möglich, alle Werke, wie Erscheinungen auf diesem Gebiete kennen zu lernen, so muß er die Ergebnisse der Literatur für wichtig genug halten, sich, so weit es seine Kräfte und Zeit zulassen, mit ihnen vertraut zu machen, um wenigstens hierin einen Ueberflusse zu gewinnen. Anders er das thut, wird er die Spreu vom Weizen sondern und also mitbeden, mitprüfend und fortbendend sich dem Gebiete der Zeit erweiden und so ein Mitbinder der Literatur werden, der, ohne selbst productiv zu sein, ein Wahrer für gute, würdige Ergebnisse auf diesem Gebiete ist.

In unserer Vorlesung für einen oder den anderen Schriftsteller werden wir Menschen oft unter Wahlverwandtschaft gewahrt und vermögen mittelst derselben mit einander zu denken, zu fühlen und zu sympathisiren. Gute, große Gedanken bleiben unsterblich, die Zeit kann ihnen nichts anhaben. Sie vernichtet nur die Ergebnisse unreiner Geister; denn in der Literatur lebt nichts lange, was nicht wahrhaft gut ist.

Samuel Smiles sagt in seiner „Gesellschaft der Bücher“: „Das Buch ist eine lebende Stimme. Sie ist eine Intelligenz, auf die man heute horcht. Darum bleiben wir stets unter dem Einflusse bedeutender Dichter. Plato lehrt uns noch heute seine erhabene Philosophie; Homer, Sokrates und Virgil fügen noch, als wenn sie lebten, wenn auch ihre Körper längst Staub, ihre Gesichte weit zurück in die grauen Nebel des Alterthums reicht.“

Bei den großen Dichtern finden wir stets Unterhaltung, Belehrung, Erholung wie bei allen denjenigen Schriftstellern der Vergangenheit und Gegenwart, welche sich in ihren Werken, sei es in Versen oder in Prosa, als Dichter von Gottes Gnade bekunden, was von vornherein jede schlechte, oberflächliche Arbeit ausschließt.

„In Büchern liegt kein geringer Theil wahren Glücks“, sagt ein Ausspruch Friedrich des Großen, und Napoleon sagte am Vorabend der Völkerschlacht zu einem Offizier: „Den Sängern des Achilles müssen Sie immer wieder lesen und Distan verschlagen. Das sind die Dichter, welche die Seele erheben und den Menschen Meinenstände verleihen!“ — Ein Colm Campbell, der auf Götta bei ihm war, sagt, daß der Kaiser erzählte, eine besondere Anstellung seiner Geschäfte, die ihm durch eine Erinnerung an vier Zeilen Milton's in den Sinn gekommen, haben ihm den Sieg bei Waterloo verschafft. Diese Zeilen schildern im sechsten Gesange einen Kampf gegen Satans bei seinem Kampfe gegen den Himmel:

„Im höchsten Aether schlopf er sein höchstes Gesicht, Verdriß es hinter dichten Nebelhauch Und Niemand merkt die List.“

Wenn wir durch obiges Beispiel bewiesen, von welcher weittragenden Bedeutung die Geistesarbeit großer Männer aus uns werden kann, so haben wir gleichzeitig durch das Vorhergehende zeigen wollen, daß es bei unermesslichem Weniger auf die Quantität als auf die Qualität ankommt und eine große Belesenheit nicht immer der Maßstab einer gebiegenen Bildung ist, sondern die Gründlichkeit und eine richtige Wahl hierbei die erste Bedingung bleibt, sollen wir nicht zu Denjenigen gezählt werden, über welche Kant mit kritischer Schärfe richtete: „Unsere Ueberwelt von verdorbenen Gesinnung wird durch schmerzliche Schriften immer in Appetit, selbst in Heißhunger zur Leerei, eine Art von Nichtstun erhalten, nicht um zu cultiviren, sondern zu genießen, so daß die Köpfe immer leer bleiben.“

Um Schluß zu machen wir den Regeln Emerson's für das Lesen noch die hinzufügen: Lies nur eigene Bücher, denn

„Nicht ein Fieber, der gern Bücher liebt, kauft sie sich; er bringt sie von Bekannten, von Verwandten, er besorgt sie und so weiter, und verhält zumuth, wenn die Lektüre Interessant ist, sie zu retourniren. Kommt ein Kind, sechs Dubend „thener“ Leser kommt ein Käufer; wahrhaft niederbeachtend wird dies Factum um den armen Autor.“

„Jeder wahre Literaturreichthum müßte sich das Prinzip wählen, nie ein Buch zu lesen, das noch am Büchermarkt zu haben oder nicht sehr theuer ist; die Unfälle des Bücherverkaufs gefehle schon Ombono de Amicis in folgenden von Robert Hammerling ins Deutsche übertragenen „Büchermarkt“ betitelten Versen:

„Von einem Bücherhändler, das mein Buch erstanden, Entschent es kein Professor erlt, kein Alter, Und lies es gulein dann ein neuer Falter. Bei sechs streichenden Damen, um verwandten. Die letzte sich's an einen erl betannten. Durem-Gelb — lies als Freund von Büchern galt er! — Am Amt die Rinde von dem Kanzleiverwalter. Mechtis bis hinauf zum jüngsten Brechtaltler. Der liegt es, als er war damit zu Rande. Nach Scharaf an ihm geklebtes Klärtgen: Die nach Turin an einen Herrn von Stande. „Sie Gütigkeit!“ sprach zu mir heut dieses Geränd: „Nein reist sich um Ihr Buch!“ — (Die Gomerbände! Sie reist sich — um ein einzig Exemplärdchen!“)

Verantwortlicher Redakteur G. Roegler.